

Sehr geehrte Damen und Herrn,
(Pause)
liebe Genossinnen und Genossen,

wenn mir die Zuspitzung und Übertreibung gestattet ist, dann könnte ich sagen, dass in der Spannung zwischen diesen beiden Anreden, mein Thema und zugleich ein zentrales Problem der Linken als einer emanzipatorischen Bewegung liegt.

Sehr geehrte Damen und Herrn – das ist die gebräuchliche, die übliche Anrede, die den Konventionen, den selbstverständlichen Gepflogenheiten unserer Gesellschaft entspricht. Doch was sagen wir da eigentlich? Der Herr war derjenige, der über Gesindel, über Knechte verfügte. So heißt es im Grimmschen Wörterbuch der deutschen Sprache: Herr „im allgemeinen, dem knechte, diener, sklaven gegenüber gestellt“.¹

Das Bürgertum, in seinem Bemühen, etwas vom Glanz des Hofes abzubekommen, übernahm die Bezeichnung dann auch für sich. Im weiteren Gang der Sprachgeschichte, wird „Herr“ die förmliche Anrede für jedermann. Ähnlich verhält es sich mit der Bezeichnung „Dame“. Wenn ich die Versammlung mit „Sehr geehrte Damen und Herrn“ begrüße, bediene ich mich einer Sprache, in der mehrere Jahrhunderte von Klassen- und Standesunterschieden, von Herrschaftsgeschichte geronnen sind. Was ist es für ein Stolz, wenn wir uns so anreden, als wären wir die „Damen und Herrn des Hauses“, also diejenigen, die über andere verfügen können. Es ist eine -ich sagte ja schon, dass ich etwas zuspitze und übertreibe- tagtägliche Einpassung in die herrschenden Verhältnisse. Wir dürfen mitreden, wenn wir die „Herrschaft“ als solche nicht Frage stellen.

Was sagt das Grimmsche Wörterbuch nun über den Genossen? Dass „nämlich die genossen einander eigentlich gleich sind in ihrem rechts- und lebenskreise“, macht für Jakob und Wilhelm Grimm den „begriffskern“ aus.² Genossen „sind eigentlich solche, die einer sache ge-niezent, d. h. gemeinsame nutzniezung oder das recht daran haben.“³

In der Anrede „liebe Genossinnen und Genossen“, steckt somit eine Perspektive von unten, wir anerkennen uns als Gleiche, als eine Gemeinschaft von Gleichen. Nun endet Sprachgeschichte aber nicht mit den Grimms und wir müssen *heute* auch darüber nachdenken, was aus der Anrede „Genosse“ im Stalinismus und im autoritären Staatssozialismus geworden ist, wie aus dem „wertvollen und lehrreichen alten wort“,⁴ um noch einmal die Grimms zu zitieren, eine ideologische Phrase der Unterwerfung wurde.

Deshalb bedeutet die Anrede nun ein Doppeltes: Zum einen nehmen wir mit der Anrede „Genossinnen und Genossen“ in unseren eigenen Umgangsformen schon etwas vorweg, was gesellschaftlich erst noch zu erreichen ist – und zum anderen mahnen wir uns, dies nicht wieder zu einer Phrase werden zu lassen.

„Sehr geehrte Damen und Herrn“ steht -übertrieben und zugespitzt- für das Denken und Handeln in den bestehenden Verhältnissen der Ungleichheit; „liebe Genossinnen und

¹ Bd. 10, Sp. 1126.

² Bd. 5, Sp. 3477.

³ Bd. 5, Sp. 3476.

⁴ Bd. 5, Sp. 3475; grammatikalisch angepasst: UH.

Genossen“ steht für das Denken und Handeln in Bezug auf Verhältnisse der Gleichheit, die erst noch zu erkämpfen sind.

Meine These ist nun, dass aus verschiedenen Gründen, auf die ich gleich noch eingehe, die Seite der „Genossenschaft“, anders gesagt: die Seite einer „Kultur der Zukunft“, nur unzureichend entwickelt ist.

Warum ist das so? Schließlich war die Arbeiterbewegung, war die sozialistische Bewegung ja mal der Inbegriff von Zukunft überhaupt? Beginnen wir mit der Suche nach dem schlechten Ruf der Zukunft in der Gegenwart.

Zu den erfolgreichen Glaubenssätzen des Neoliberalismus gehört die Parole, dass es zu einer marktförmigen Politik keine Alternative gäbe. Selbstverständlich stimmt das nicht und die Geschichte neoliberaler Politik ist immer auch die Geschichte von anderen, eben alternativen Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten. Doch sollte man es sich nicht zu leicht machen und die Parole als widerlegt betrachten. Tatsächlich waren (und sind) die Alternativen zu neoliberalen PolitikTendenzen *schwach*: nicht, dass sie im Konkreten nicht tatsächlich andere Regelungen fänden, sondern *schwach* in dem Sinne, dass sie kaum über diese konkrete Ebene hinauskommen. So diffus und schwammig auch die neoliberale Propaganda ist, so sehr präsentiert sie sich doch als *Lösung aller Weltprobleme*. Genau das geht aber linken, sozialistischen Alternativen ab. Ihnen fehlt seit etlichen Jahren der Bezug auf ein zusammenhängendes, zukünftiges Modell von Welt und Gesellschaft. Ihre Alternativen sind zwar die richtigen, aber eben nur *Stückwerk*, wenn auch richtig.

Utopie hat einen schlechten Ruf. Wenn es keine Alternativen jenseits von Markt und Technik gibt, dann sind Utopien weltfremd und schlicht unrealistisch. Was wir linken Kritiker zu bieten haben, bewegt sich in den bleiernen Gefilden der *etwas* demokratischeren, der *etwas* sozialeren, der *etwas* ökologischeren Politik – wo dieses „etwas“ dann insgesamt hinführen soll, ist weitgehend unklar.

Das dem so ist, hat geschichtliche Ursachen. Die Erfahrung des autoritären Staatssozialismus mit seinem Zusammenbruch ist dabei nicht zu unterschätzen. Wenn ein gesellschaftliches Modell scheitert, das seine Legitimation zu einem großen Teil daraus bezogen hatte, eine qualitative Alternative, mehr noch eine höhere Gesellschaftsform zu sein, dann werden nicht nur die politisch-ökonomischen Grundlagen dieses Systems und seine Herrschaftsverhältnisse diskreditiert, sondern vor allem die ideologischen Begründungen. Der Stalinismus, und die Implosion des sowjetischen Modells unter Jelzin ist nur dessen späte Folge, hat Begriffe besetzt und sie ins Gegenteil verwandelt.

Heute von der Utopie des Sozialismus zu sprechen, basiert entweder auf einem unangerührten stalinistischen Starrsinn, oder setzt ein sehr hohes Maß an ideen- und realhistorischer Reflexion voraus, die im politischen Alltag kaum auffindbar ist, aber unbedingt geleistet werden muss. Nur über diese (Selbst-)Kritik sind die Begriffe aus dem Missbrauch zu befreien.

Ein zweiter historischer Hintergrund: Vom sogenannten „westlichen Marxismus“, der durch eine weitgehende Akademisierung, also einer Ablösung von den sozialen und politischen Kämpfen und dem gewöhnlichen Alltag, charakterisiert war, kam praktisch keine Zufuhr von neuen oder aktualisierten utopischen Bildern. Kernaufgabe der Wissenschaft ist die kritische Analyse, das was Ernst Bloch als „Kältestrom“ bezeichnete. Aufgabe von Wissenschaft ist nicht die Erzeugung eines „Wärmestroms“ an utopischen Bildern, das kann sie gar nicht. So

war das Feld den Idealbildern des Wirtschaftwunders, der Sozialpartnerschaft, dem Marktradikalismus, den Mächten der Warenästhetik und der Unterhaltungsindustrie überlassen.

Trotz (und auch wegen) dieses Mangels an ausformuliertem, konkret utopischem Denken, gibt es Bedarfe. Es gibt die Träume und Hoffnungen des Alltags, aus der Not von Arbeit, Geschlechternormierung und sozialer Lage, aus der Enge von Familie, Erziehung und instrumentalisierter Bildung hervorgerufen. Zudem wird in der Arbeitswelt (und auch im Ausbildungsbereich) in zunehmendem Maße Phantasie und Kreativität von den ArbeitnehmerInnen gefordert: auch wenn es dabei nur um eine, den betrieblichen Interessen angepasste Phantasie und umsatzfördernde Kreativität geht. Tagtäglich entsteht mit diesen Ängsten und Hoffnungen, mit diesen Gefühlen, das was Alexander Kluge und Oskar Negt als den „Rohstoff des Politischen“ bezeichnen.⁵ – Und der gerade nur zum geringsten Teil in der Politik selbst erzeugt wird!

Doch wie wird der Rohstoff verarbeitet, was wird daraus gemacht, was machen *wir* daraus? Es ist ja leider offensichtlich, dass es anderen Parteien wesentlich besser gelingt, den „Rohstoff“, also die Träume, Ängste, Hoffnungen und Sehnsüchte der Menschen, in ihrem Sinne zu bearbeiten. Nun ist es keineswegs so, dass sie die besseren Ideen haben, im Gegenteil. Aber sie haben einen enormen Vorteil, der in der Struktur des Alltagsverständes liegt. Hier ist es hilfreich, sich kurz mit der Konzeption des „Alltagsverständes“ vertraut zu machen. Dieser Begriff wurde von Antonio Gramsci in die kritische Theorie eingetragen. Er versteht darunter ein fragmentarisches, widersprüchliches Bewusstsein, das sich aus unterschiedlichen Teilen zusammensetzt, aus verschiedenen Quellen speist. Ihm gehören „Elemente des Höhlenmenschen und Prinzipien der modernsten und fortgeschrittensten Wissenschaft“ an.⁶

Charakteristisch für den Alltagsverstand ist das Denken in „Abteilungen“, seine Inkohärenz, sein Nicht-Zusammenhang.

Der Alltagsverstand ist dabei nicht einfach zufällig, sondern durchaus funktional, um sich in einer widersprüchlichen Welt zu bewegen und die unterschiedlichen Herausforderungen zu bewältigen. Damit überwindet Gramsci die verhängnisvollen Vorstellungen eines „falschen Bewusstseins“. Statt nach „falschen“ oder „richtigen“ / „wahren“ Inhalten zu suchen, liegt der Fokus der Betrachtung nun auf der Leistung des Alltagsverständes: seine Inhalte werden als Momente der Vergesellschaftung verstanden.

Wie ist nun das Verhältnis zur sozialen Utopie? Zunächst mögen utopische Vorstellungen, ähnlich wie die schon von Gramsci erwähnten „Elemente des Höhlenmenschen“, einen Platz in den vielen Abteilungen des Alltagsverständes finden. Hier stehen sie unverbunden mit vielen anderen Ideen und Gedanken als Wünsche und Phantasien, als Sehnsüchte und Hoffnungsmomente – immer mal wieder gebraucht, d.h. mit anderen Menschen geteilt, oftmals aber auch ohne jede gedankliche oder gar praktische Relevanz, weil andere Herausforderungen des Alltags andere Themen und Zusammenhänge favorisieren. In diese „Abteilung Utopie“ gehört die Vorstellung von der ewigen Liebe, dem eigenen Haus, der Verdopplung des Gehalts, die Sorglosigkeit in der eigenen und der familiären Lebenssicherung, der Traum vom Lotto-Gewinn, vielleicht auch der Spaß an Raumschiff

⁵ Negt/Kluge 1992, 42ff.

⁶ Gramsci, Gefängnishefte 6, S. 1376.

Enterprise. Gewiss könnten diese Vorstellungen auch als politische Forderungen übersetzt werden, sind aber eben als „Abteilung“ gerade privat und durch den Gegensatz zum Gesellschaftlichen bestimmt. Sie stehen neben vielen anderen Abteilungen.

In diesem Sinn sind Utopien durchaus dem Alltagsverstand zugänglich, bzw. ist dieser bereit sie in seine disparaten Weltauffassung(en) zu integrieren.

Schwierig wird es nun aber, wenn es sich um „echte“ soziale Utopien handelt und nicht um private Träume und kommerzielle Phantasien. Diese „echten“ sozialen Utopien sind, wie auch kritische Theorien, „totalitär“, d.h. sie sind weltumfassend, sie reflektieren und argumentieren gesamtgesellschaftlich. Es macht ihren Reiz und ihre Kraft aus, dass sie die Welt zusammenhängend denken: was sind die ökonomischen Voraussetzungen (und Folgen) neuer Techniken? Wie hängen soziale Verkehrsformen und Naturverständnis zusammen? Was haben Geschlechterrollen mit Bildung und Kultur zu tun? Wie bewegen sich Individuen und Gruppen in ihren gesellschaftlichen Beziehungen?

Das sind nun genau die Fragen, die der Alltagsverstand weitgehend ausblendet. Da er seine Kraft aus der Trennung der Abteilungen bezieht, die jeweils Antworten und Handlungen in spezifischen Situationen ermöglichen, ergibt der Alltagsverstand die Kompetenz, sich in den gespaltenen Welten des Kapitalismus zu bewegen: eben mal als Konsument, mal als Vater, mal als Arbeitnehmer, mal als Steuerzahler, mal als Verkehrsteilnehmer usw. Dabei geht es darum die Widersprüche dieser Aspekte auszublenden und aushalten zu können.

Soziale Utopien als zusammenhängende Weltkonzepte bedrohen die Kompetenz des Alltagsverstandes, sich in einer widersprüchlichen Welt bewegen zu können. Sie bedrohen die Sicherheit, sich unterschiedlichen Gruppen zuordnen zu können und an deren Problemlösungen zu partizipieren. Insofern sind echte Utopien zunächst einmal eine Gefährdung aktueller Handlungsmöglichkeiten. Sind sie nicht „klein zu reden“, und so in Abteilungen des Alltagsverstandes zu integrieren, dann müssen sie, im Interesse der eigenen Handlungssicherheit, abgelehnt werden; umso heftiger, je größer die Bedrohung empfunden wird.

Hier wird deutlich, warum die andere Parteien im Vorteil sind: ihre Bearbeitung des „Rohstoffs“ bleibt in den Abteilungen des Alltagsverstandes: hier mal ein Konzept, da mal eine Idee, dort mal eine Maßnahme – aber im Großen und Ganzen bleibt alles beim Alten, nämlich in den Abteilungen des Alltagsverstandes --- und damit in der bürgerlichen Gesellschaft.

Für eine emanzipatorische Politik stellen diese Barrieren der verschiedenen Abteilungen ein enormes Hindernis dar. Linke Politik, wenn sie aufs Ganze geht, stellt die gewohnten Routinen des Denkens infrage *ohne* eine neue Sicherheit bieten zu können. Das Bestehende mag zwar schlecht sein, aber es ist immerhin da und man kann damit umgehen, man hat sich eingerichtet. Das ist eine andere Sicherheit, als die der „Luftgebilde“ einer anderen Gesellschaft, die noch in weiter Ferne liegt, sie bieten könnte.

Doch gibt uns das Konzept des Alltagsverstandes auch erste Hinweise, wie damit produktiv umgegangen werden kann. Zunächst ist klar, was gar nicht geht: auch die wohlmeinende Vermittlung fertiger Utopien muss scheitern; zu glauben, man brauche die Ideen eines Parteizentrale, einer Redaktion oder eines „Think Tanks“ nur zu verbreiten und sie würden

dann mit den Effekten aufgenommen, die sich bei den „Erfindern“ damit verbinden, ist, wie es Gramsci schon früh erkannte, „ein »aufklärerischer« Irrtum“.⁷

Der Ansatz sozialistischer Politik ist in Sachen Utopie nicht isoliert an bestimmten Inhalten zu nehmen, *sondern an der damit verbundenen Funktion der Vergesellschaftung*. Politische Bildung funktioniert nur als kollektive Bildung, die neue gemeinsame Weltsichten und gemeinsame Handlungsmöglichkeiten eröffnet. Dabei ist der umfassende Charakter zu betonen: es geht nicht nur um die traditionellen, institutionalisierten Felder politischen Handelns, sondern auch, wenn nicht sogar vorrangig um die Handlungskompetenz im Alltag. Emanzipatorische politische Bildung soll dabei nicht zu einer bunten Mischung aus Stiftung Warentest, Automobilclub, Erziehungsberatung und Jugendhilfe werden, sondern linke politische Bildung fragt nach den Zusammenhängen und Hintergründen von scheinbar „privatem“ Alltag und gesellschaftlichen Strukturen. Mehr noch: sie *fragt nicht nur* nach den gedanklichen Zusammenhängen, sondern sie erzeugt sie auch ganz praktisch als soziale Zusammenhänge. Damit kann sie gerade das leisten, was die Abteilungen des Alltagsverstandes (und die entsprechenden Institutionen) nicht vermögen, *eine inhaltliche und soziale Kohärenz zu erzeugen*.

Was dieser Weg erfordert, ist Toleranz und Geduld. Es braucht ein gerüttelt Maß an Toleranz, genauer an der Bereitschaft zuzuhören und lernen, um den zunächst naiven, individualistischen, widersprüchlichen, bizarren Ideen und Vorstellungen Raum zu geben, sich ausdrücken zu lassen, ja, sie dabei zu unterstützen. Ist doch zu unterstellen, dass die pädagogisch-politischen „LehrerInnen“ solcher Veranstaltungen auf alle Probleme und Fragen schon durchdachte und überlegene Antworten und Lösungen haben. Und es ist doch so naheliegend, gleich zu sagen, wie es denn „ginge“ und was „richtig“ wäre. Dabei würde aber übersehen, dass das, was für die „LehrerInnen“ geht und richtig ist, nicht auch für die anderen TeilnehmerInnen passend ist. Zur Erinnerung: die krude Mischung des Alltagsverstandes ergibt die unverzichtbare Kompetenz, den eigenen Alltag zu bewältigen, Gruppen anzugehören, die Probleme teilen. *Erst wenn diese soziale Leistung mit anderen Ideen erbracht werden kann, werden die anderen Ideen relevant*. Das aber lässt sich nicht vorschreiben, sondern kann nur von den Betroffenen selbst erarbeitet und erprobt werden. Soziale Utopien als Gedankengebäude entwickeln sich nicht in der Systematik und Methodik professioneller Denker, sondern in den sozial und kulturell je spezifischen Herausforderungen und Möglichkeiten der Lebensbewältigung.⁸

Geduld bedarf es in zeitlicher Hinsicht. Eine emanzipatorische politische Bildung die an der Utopie arbeitet, hat in anderen Zeitdimensionen zu denken, als politische Programme und Maßnahmen. Selbstbestimmte Lernprozesse haben ihre eigenen Zeiten (und Themen), zumal wenn es um existentielle Fragen geht. Kulturelle Praxen, gar Mentalitäten ändern sich nicht in wenigen Augenblicken, sondern bewahren ihre Kontinuität, oftmals sogar über historische Umbrüche hinaus. Politischen Organisationen mag es ja gerade noch gelingen, auch wenn es angesichts der dringlichen Probleme und Tagesordnungen schwer fällt, entsprechende Freiräume für die organisierte politische Bildung zu lassen; aber *die eigene Politik als*

⁷ Gefängnishefte 1, S. 94.

⁸ Was die (mehr oder weniger) professionellen Denker leisten müssen, sind Angebote zu erstellen. Materialien, die geprüft und aufgegriffen oder verworfen werden. Den Prozess der Selbstbildung subalternen Gruppen befördern diese Materialien, wenn die Angebote bearbeitbar sind, Diskussionen und Praxistests erleichtern, sie eigenen Ideen und Umarbeitungen herausfordern.

Bildungsangebot zu begreifen und zu gestalten, scheint -bislang- schier unmöglich. Und doch ist eben das gerade die unverzichtbare Utopie.

Es ist für Organisationen, und das heißt auch für Parteien, einfacher, die schwierigen Dinge in besondere Abteilungen (!) abzuschieben. Aber das bestätigt den Alltagsverstand und führt auch in einer linken politischen Bewegung nicht zu einer kohärenten „Philosophie der Praxis“ (Gramsci).

Wie kann man sich den Zusammenhang von Bildung, Politik und Kultur denn praktisch vorstellen? Und was hat es mit Utopie zu tun? Die Diskussion der zweiten Frage, bietet zugleich Anregungen für das erste Problem. Wenn wir die Arbeit an soziale Utopien, als eine Arbeit an der kollektiven Erweiterung der Möglichkeiten selbstbestimmter Handlungskompetenzen verstehen -und nicht als eine Verbreitung utopischer Ideen-, dann *ist* das ein politisch Ansatz. Aber es ist erst mal nur der Ansatz. Was aus diesen Prozessen entsteht, hat nicht nur mehr oder weniger unmittelbar praktisch-politische Folgen (ein Jugendhaus wird z.B. nicht geschlossen), sondern immer auch eine mediale Ebene der Selbstverständigung und der Auseinandersetzung. Es ist eine Aufgabe der Politik (wie der Bildung), die „Dokumentation“ der Lernprozesse, der Aktionen, der Fragen, der Argumente und Diskussionen, so zu gestalten, dass sie zwar bestimmte praktische Positionen kenntlich machen, zugleich aber offen bleiben für abweichende, individuelle oder kollektive Interpretationen. Einheitliche *Handlungsperspektiven* verlangen keine Uniformität des Denkens, im Gegenteil: sie gewinnen ihre Stärke aus der Bündelung verschiedener Zugänge und Absichten.

Diese können ihren Ausdruck im Ästhetischen finden. Im Vergleich zum analytisch-rationalen Diskurs, der, mit ausreichend Inbrunst betrieben, am Ende rationalistisch wird und dabei die Unterscheidungen stark macht und die Subjekte schwach, also handlungsunfähig (weil vereinzelt), bietet *die relative Unbestimmtheit des Ästhetischen* einen „gemeinsamen Nenner“, der trotz unterschiedlicher Interpretationen und Konnotationen geteilt werden kann und die Menschen *als Handelnde* stark macht.

Das ist kein Plädoyer gegen Ratio und Analyse! Im Gegenteil: es ist ein Zeichen dialektischer Vernunft, die eigenen Grenzen zu erkennen. Wenn die Linke immer wieder bis zur Zersplitterung diskutiert, dann wohl auch deshalb, weil die ästhetischen Alternativen (oder zumindest: Ergänzungen) wenig entwickelt sind. Das Kulturelle und das Ästhetische sind eigenständige Dimensionen menschlicher Praxen und sollten politisch in ihrem Wert erkannt und gefördert werden. Dies gilt umso mehr, als sich Utopisches gar nicht anders präsentieren kann. Die Arbeit an der Utopie muss Bilder entwerfen – jedes einzelne im Detail „falsch“ (weil historisch sofort überholt), in der Summe aber eine vielfältige Vorstellung eines anderen, besseren Lebens.

Utopie als Parteiprogramm ist so unmöglich, wie als Hoffnung unerlässlich.

Utopie und Ästhetik bedingen sich gegenseitig im politischen Kampf, wenn er denn produktiv alternative Hegemonieperspektiven erzeugen soll. Man kann das im Bild einer „*Ser-Kette der Emanzipation*“ fassen:

Keine Bildung ohne Utopie → keine Utopie ohne Ästhetik → keine Ästhetik ohne Kultur → keiner Kultur ohne Politik → keine Politik ohne Bildung,

- und wieder von vorn, weil es ja in einem Kreis zusammenhängt:

Keine Bildung ohne Utopie ...

Diese Politik des Kulturellen macht anderes politisches Handeln, insbesondere parlamentarische Politik, nicht überflüssig. Die eine Strategie gegen die andere auszuspielen ist für beide schädigend. Der historische Erfolg einer gesellschaftlichen Linken wird darauf gründen, wie die Widersprüche zwischen den politischen Praxen gestaltet werden. Doch damit da überhaupt etwas zum Gestalten ist, dass da widersprüchliche Pole sichtbar werden, muss die Partei, will sie, gramscianisch gesprochen, nicht nur regieren, sondern „führend“ werden, die institutionellen Einhegungen auch verlassen können. Ich will die Möglichkeiten einer linken parlamentarischen Politik nicht gering schätzen – *aber ohne eine kulturelle Basis wird es keine dauerhaften Erfolge geben.*

„*Sehr geehrte Damen und Herrn*“, das steht für ein Denken und Handeln in den bestehenden Verhältnissen, auf die man sich einlassen muss, wenn man sie effektiv ändern will. „*Liebe Genossinnen und Genossen*“ steht für die Kultur einer, wenigstens in Teilen schon gelebten Utopie, die Lust macht auf mehr davon. *Das eine geht ohne das andere nicht.*

Noch einmal Wilhelm und Jakob Grimm: der Genosse war für sie nicht nur „ein wertvolles und lehrreiches altes wort,“ sondern auch eines, das „vortheilhaft wieder auflebend“ sei.⁹ In diesem Sinne verzichte ich für den Schluss auf die „Damen und Herrn“ und sage nur: *Liebe Genossinnen und Genossen, vielen Dank für die Aufmerksamkeit!*

⁹ Bd. 5, Sp. 3475